

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 11

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

DER ARTEMIS-GOETHE

In den Beginn dieses Jahres fiel ein Ereignis, das zu den bedeutenden im schweizerischen Verlagswesen gezählt werden muß: die vierundzwanzigbändige Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche Goethes ist (mit den von Christian Beutler betreuten «Schriften zur Kunst») abgeschlossen worden.¹ Auf annähernd 24 000 Dünndruckseiten ist hier der unermeßliche Reichtum eines Geistes ausgebreitet, in dem die universalen Möglichkeiten des Menschen wie selten zuvor und nie seither offenbar wurden — umfassend ausgewählt, mit Lesehilfen verschwenderisch wie in keiner bisherigen Goethe-Ausgabe versehen und bereit, seine unvergleichliche menschenbildende Funktion dank dieser Ausgabe gesteigert zu erneuern. Die abschließend erschienenen sechs Bände belegen noch einmal im kleinen die Weite des Editionsplans und die Qualität seiner Durchführung. Die Artemis-Ausgabe füllt neun Bände mit den Köstlichkeiten des dichterischen Werkes von den frühen Gedichten bis zum zweiten Teil des «Faust»; sie zieht aber den Kreis weiter und reiht ihnen an, was einzig die großartige Ganzheit der Goetheschen Erscheinung zur vollen Wirkung gelangen läßt: drei Gesprächs-, vier Brief- und drei autobiographische Bände, und die restlichen fünf sind dem sonstigen Werk vorbehalten.

Zu diesen gehören unter den zuletzt erschienenen die «Schriften zur Naturwissenschaft, zweiter Teil», herausgegeben von Hans Fischer, dem Pharmakologen der Zürcher Universität, einem Humanisten unter den Schweizer Medizinern. Als ersten Teil hatte der Mathematiker Andreas Speiser die Farbenlehre ediert; nunmehr rundet sich der Goethesche Naturkosmos durch all das, was der Dichter als Geologe, als Kenner von Pflanze und Tier und als Meteorologe erschaute und erschloß. Es fehlen neben den Schriften über die Entdeckung des Zwischenkieferknochens und die Metamorphose der Insekten nicht so ungemein fesselnde menschliche Dokumente wie die Ansprache bei der Wiederaufnahme der Arbeiten für das Bergwerk zu Ilmenau oder jene späte Summe seiner naturphilosophischen Ideen in dem Aufsatz «Principes de philosophie zoologique», mit dem er in den sogenannten Akademiestreit zwischen Geoffroy Saint Hilaire und dem Baron Cuvier eingriff. Daß die Schriften des Naturforschers von zwei hervorragenden Fachleuten der exakten Wissenschaften betreut wurden, bringt dem Leser den zusätzlichen Vorteil, daß er sich gültig über das heute noch Gültige an Goethes Anschauungen orientieren lassen kann.

Welchen Band wir auch aufschlagen: er enthält etwas, was das zu Erwartende übertrifft. So hat Fritz Ernst seinem Band mit den hier erstmals in einer solchen Ausgabe vereinigten Uebertragungen Goethes einige kostbare Seiten mit Aussagen des Dichters über die von ihm beherrschten und die ihn fesselnden Fremdsprachen beigegeben — ein neuer verblüffender Beleg für die Fülle dieses bis zuletzt ungebrochen wachstumsfreudigen Geistes. Den abschließenden zweiten Band der Lyrik hat der Herausgeber, Emil Staiger, durch Bemerkungen Goethes zu einzelnen Gedichten bereichert, und ein Ver-

¹ Vgl. Neue Schweizer Rundschau, Dezemberheft 1950 und Maiheft 1952.

zeichnis der Goethe-Vertonungen, zusammengestellt von Willi Schuh und einigen Helfern, ist über die Welt der Goethe-Leser hinaus wertvoll.

In den «Weimarer Dramen» (Kurt May) finden sich zur Freude derer, die zu vergleichen verstehen, die erste Fassung der Iphigenie und der Ur-Elpenor; im Band «Der junge Goethe» (Ernst Beutler) erfreut der ziemlich unverändert beibehaltene, stürmisch-unbekümmerte Gebrauch von Rechtschreibung und Zeichensetzung, dazu die Kunst der kurzen Einführung, die (ähnlich wie in den «Schriften zur Kunst») jeden einzelnen Text, sorgsam in seine Zusammenhänge gestellt, dem Leser nahebringt. Hervorzuheben sind die erstaunlich reichhaltigen und hilfreichen Register der Personen, Orte und vor allem der Begriffe zu den naturwissenschaftlichen Schriften: unschätzbare Helfer für den Leser. Denn auf ihn ist diese Edition wie keine andere ausgerichtet, ihm werden Zugänge zum Werk geöffnet, unermüdlich und einfallsreich und ehrfürchtig vor dem Dichter zugleich — diese vierundzwanzig Bände sind die Frucht eines unablässigen noblen Dienstes am Dichter und am Leser. Sie sind zur Goethe-Ausgabe mit der reichsten und lebendigsten humanen Ausstrahlung geworden.

Dem für die Gesamtleitung verantwortlichen Ernst Beutler, dem unbestrittenen Ersten unter den heutigen Goethe-Forschern, und seinen dreiunddreißig Mitarbeitern sowie dem Verlag und seinem Leiter, Dr. Friedrich Witz, gebührt für ihren hohen und treuen Einsatz der Dank einer reich beschenkten Leserschaft.

Albert Bettex

WJATSCHESLAW IWANOW: DAS ALTE WAHRE

Das Werk dieses außerordentlichen Mannes, eines Russen nach Geburt, eines großen Abendländers seiner geistigen Haltung nach, ist bei uns noch wenig bekannt geworden, obwohl es unsere Aufmerksamkeit in vieler Hinsicht verdiente. Mir persönlich begegnete der Name *Iwanow* zum erstenmal in Verbindung mit dem höchst bedeutsamen *Briefwechsel zwischen zwei Zimmerwinkeln*, den Iwanow mit M. Gerschenson im Sommer 1920 führte, als die beiden Freunde zusammen in einem Zimmer im Erholungsheim «Für Arbeiter der Wissenschaft und Literatur» zu Moskau wohnten. Die deutsche Uebersetzung wurde 1926 in der von Martin Buber, Josef Wittig und Viktor von Weizsäcker herausgegebenen hervorragenden Zeitschrift *Die Kreatur* veröffentlicht. Der Briefwechsel stellt ein eindringliches Zwiegespräch der Freunde über die Kultur dar, wobei aber immer wieder an letzte Fragen, das heißt an religiös-metaphysische Zusammenhänge, gerührt wird. In einem dieser Briefe schreibt Iwanow den Satz nieder, der den Titel des hier anzuzeigenden Auswahlbandes abgab: «Bekennen wir uns denn, im Sinne Goethes, liebevoll und eingedenk zum alten Wahren.» Dieses «Alte Wahre», von dem Goethe in seinem Gedicht «Vermächtnis» spricht, trägt bei Iwanow, in Anknüpfung an Platons «Anamnesis», gerne auch den Namen «Ewige Erinnerung», die er in dem vorliegenden Buch so umschrieben hat: «Die Ewige Erinnerung ist die Urkraft und das lebendige Blut aller Gemeinschaftsgründungen im Geiste.» Es ist also die geistige Haltung des Humanismus, zu der sich Iwanow bekennt, nicht eines gelehrten, nur rational fundierten Humanismus, auf dem der Staub der Jahrhunderte liegt, sondern eines lebendigen, aus der Begegnung mit den geistigen Kräften der eigenen Epoche geborenen Humanismus. Zuerst ist es, vor allem in seinen früheren Jahren, ein Humanismus heidnischer Färbung, wie wir ihm in ähnlichem Sinne bei Goethe

begegnen. In den reiferen Jahren aber, auf Grund bitterer und schwerer Erfahrungen, ein christlicher Humanismus, eine universale «Anamnese in Christo». Wir erinnern uns dabei wohl, wie nahe sich dieser Humanismus mit der geistigen Haltung vieler Westeuropäer dieser Zeit berührt, ich denke dabei an T. S. Eliot, Rudolf Alexander Schröder, Charles Du Bos und Romano Guardini.

Aber wer ist Iwanow? Iwanow ist Russe, führender Dichter des russischen Symbolismus. Ebenso sehr Dichter wie Forscher, Religionsphilosoph und Aesthetiker, Mystiker und Philologe, aber vor allem ein seltener Mensch. Was immer man von ihm liest, Dichtungen, Aufsätze, Reden und Abhandlungen, das alles spricht für ein seltenes und reiches Menschentum, für die geniale Durchdringung von künstlerischer Reife, universaler Bildung und religiöser Innerlichkeit. Iwanow verfügt aber nicht nur über ein universales Wissen, vielmehr ist Wissen bei ihm zur Weisheit geworden.

Aehnlich wie Mallarmé in Paris, versammelte Iwanow in St. Petersburg die führenden Geister seiner Zeit, Künstler und Gelehrte, Schauspieler und Dichter, Philosophen und Musiker um sich, um mit ihnen in Gespräch und Diskussion um die großen geistigen Entscheidungen der Zeit zu ringen. So wurde Iwanow zum Haupt des russischen Symbolismus und damit zu einem der letzten großen Europäer russischer Prägung. Wie sehr er selbst an die geistige und religiöse Sendung Rußlands im Abendland glaubt, zeigt er in einer kleinen Schrift, die 1907/08 geschrieben und 1930 auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist: *Die russische Idee* (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen). Im Jahre 1924 verließ Iwanow Rußland, um die letzten 26 Jahre seines Lebens in Westeuropa zu verbringen. Er ist 1950 in Rom gestorben. Der *Dichter* Iwanow wurde bei uns vor allem durch die kongeniale Uebersetzung seiner Tragödie «Tantalos» durch Henry von Heiseler bekannt. (Sie wurde bereits 1908 geschrieben, erschien aber erst 1940 im Karl Rauch Verlag.)

Vom Jahre 1931 an wurden in der «Corona» laufend Essays von Iwanow veröffentlicht, die jeder auf seine Art die Weite seiner geistigen Welt, die Eindringlichkeit und Selbständigkeit seines Denkens, Schauens, Deutens und vor allem seiner zukunftsweisenden Ahnungen zeigte. Diese Essays sind nun in dem Buch *Das alte Wahre* (Band 24 der Bibliothek Suhrkamp, Suhrkamp Verlag, 199 S.) von Viktor Wittkowski herausgegeben und mit einem eindringlichen Nachwort versehen worden. Wir möchten hoffen, daß damit nur ein Anfang gemacht ist, denn das Gesamtwerk Iwanows, von dem ein Teil noch unveröffentlicht ist, lohnt für uns wohl eine ernsthafte Begegnung und eine geistige Auseinandersetzung. Aber freuen wir uns fürs erste an dem vorliegenden Bande, der mit den Essays *Anima* und *Terror antiquus* sogleich in die Mitte von Iwanows Welt führt, zu seiner Begegnung mit der Antike. Mit den folgenden Aufsätzen: *Der Sinn der antiken Tragödie*, *Virgils Historiosophie* und *Gogol und Aristophanes*, werden weitere für Iwanows Weltbild wichtige Themen berührt. Ein Brief an Charles Du Bos, *Rückblick* überschrieben, und ein anderer an Alessandro Pellegrini über die *Docta Pietas* zeigen die tiefen Zusammenhänge zwischen Iwanows Welt und dem Denken und Suchen westeuropäischer Geister hohen Ranges.

Iwanows Stellung im europäischen Geistesleben wird in diesem schmalen Buche wenigstens in Umrissen sichtbar: sein Weg aus der russischen Welt zur Antike und durch die Antike hindurch zum Christentum einerseits, und andererseits sein Weg zur großen Kunst des Symbolismus, also heraus aus einem dogmatisch sterilen Klerikalismus zum lebendigen Christentum und fort vom russischen Naturalismus zur Kunst der seelisch-geistigen Erfüllung.

Dabei ist es erregend zu beobachten, wie der Mensch des Ostens die geistigen Reichtümer der Antike und der westlichen Welt in sich aufnimmt, verarbeitet und mit den ihm eingeborenen östlichen, religiös bestimmten mystischen Lebenskräften durchdringt.

Es gibt meines Wissens keinen großen schöpferischen Menschen, keinen Dichter der östlichen Welt, in dessen Leben und Werk wie in dem Iwanows die Synthese von östlichem Geist und westlichem Geisteserbe so sehr gelungen wäre, jedenfalls keinen, der so entschlossen die Folgerungen aus dieser Synthese gezogen hätte, Folgerungen nicht nur für die Wissenschaft, die Kunst und die Deutungen der Werke der Dichter und Denker, sondern für das Leben selbst. Wie ernst er diese Folgerungen nimmt, zeigen vor allem die Briefe, die er mit Gerschenson wechselte, aber auch die in diesem Buche wiedergegebenen Dokumente an Charles Du Bos und Alessandro Pellegrini, die sich ausdrücklich auf den «Briefwechsel zwischen zwei Zimmerwinkeln» beziehen. Es gibt im abendländischen Geistesleben der Gegenwart nicht viele Bekenntnisse, die so wie diese Briefe für einen lebendigen christlichen Humanismus sprechen, von dem wir glauben, ihm werde in der großen geistigen Auseinandersetzung der Gegenwart und wohl auch der Zukunft eine entscheidende Bedeutung zukommen. Es ist kein lebensferner, kein gelehrter Humanismus, dem Iwanow huldigt; es ist, man kann das nicht nachdrücklich genug betonen, ein Humanismus, der aus der Ueberlieferung *und* der Begegnung mit der Gegenwart geboren, aus eigener schöpferischer Kraft errungen und in groß geschauten Bildern verkündigt wurde.

Die Konzeption des Menschenbildes, das Iwanow mit der ganzen Kraft seiner dichterisch-bildhaften und lebenerfüllten Sprache hinzeichnet, gipfelt immer wieder im Erlebnis dessen, was den eigensten Inhalt des Christentums darstellt und was durch keine noch so vollkommene Kultur ersetzt werden kann. «Wenn wir keine transzendente Instanz kennen oder anerkennen, die über die menschlichen Satzungen und Wertungen richtet, wenn es außerhalb des vom Menschen Gestifteten keinen festen Punkt gibt, wo wir Fuß fassen und den Hebel ansetzen können, um, unserer inneren Stimme folgend, eine neue das Leben fördernde und verklärende Handlung zu wagen, dann sind wir der Kultur untertan: sie bemächtigt sich unserer bewußten Sphäre, indem sie dasjenige an uns, was ihr widerstrebt, ins Unbewußte verdrängt; vergebens würden wir sie fliehen, — unsere innere Freiheit vermöchten wir doch nicht wiederzufinden.» Solche und ähnliche Sätze finden sich in diesen Essays und Briefen; sie deuten in die Mitte eines Lebenswerkes, das immer wieder bei aller künstlerischen Größe, bei allem Reichtum an Ideen und Bildern, an Visionen und Erkenntnissen, bei aller Weite der Stoffe, die zusammengetragen sind, in der religiösen Idee des «Alten Wahren» gipfelt, wie es durch die Zeiten galt und auch heute noch gilt. Iwanow, ein Geist von universaler Bildung, ein schöpferischer Mensch hohen Ranges, ein Meister der Sprache, wird durch die Erfahrungen, die er gewonnen, und die Erlebnisse, durch die er hindurchgegangen ist, zum *Weisen*, der um die Werte weiß, die uns allein helfen können in der Bedrohung des neuen Jahrhunderts. So gesellt sich die Stimme Iwanows zu den nicht allzu vielen des Abendlandes, die wir nicht überhören dürfen.

Otto Heuschele

EINE ITALIENFAHRT

Den Menschen unserer Zeit ist das Reisen leicht gemacht; Schwierigkeiten, die vor einem Jahrhundert noch das Reisen zu einem Abenteuer oder zu einer wirklichen Unternehmung machten, auf die man sich gründlich vorbereitete, sind längst hingefallen. Die Ferne macht uns keine Schwierigkeiten mehr, moderne Verkehrsmittel überwinden sie in kürzester Frist. Strecken, für die früher Tage und Wochen benötigt wurden, sie werden heute in Stunden, allenfalls in knappen Tagen überwunden. Jedermann kennt dies. Aber nicht jeder, der heute reist, verspürt auch, daß die Intensität des Reisens und des Erlebens geringer geworden ist. Es gibt sogenannte Reisende, die weite Strecken durchmessen, ohne das erlebt zu haben, was unsere Großväter und Urgroßväter auf kleinen Fahrten zu erleben vermochten. Die meisten modernen Menschen haben verlernt, die Dinge wirklich zu sehen; sie sehen zu viel und sehen deshalb zu wenig gründlich. Sie haben Eindrücke, aber sie sehen nicht. Es gibt auch Reisende, die mit einem der vielen Reisebücher in der Tasche von Stadt zu Stadt eilen, nichts anderes suchend, als was ihnen der mehr oder minder gute Reiseführer anbietet. Die Lust, selbst zu entdecken, die Leidenschaft, zu suchen, unbeachtete Schönheiten der Landschaft, vergessene Kostbarkeiten der Kunst zu erspüren, wer besitzt sie noch? Einzelne gewiß, aber sie bilden die Ausnahme in der Schar derer, die heute überall in Europa unterwegs sind.

Wer gar in Italien reist, der ist in Gefahr, die vielbefahrenen Straßen zu wählen, die berühmten Orte aufzusuchen, an denen vor ihm Hunderte und Tausende verweilten. Unzählige Reisebücher, von denen er ohne Zweifel ein paar in seinem Gepäck mitführt, verwehren ihm oft genug den eigenen Blick für die Dinge. Die Kunst des Reisens, einst eine große Kunst, ein nicht unwesentliches Stück der allgemeinen Lebenskunst, ist selten geworden. Gewiß, sie ist nicht ausgestorben. Es gibt noch immer die entdeckungsfreudigen Reisenden, die von den großen Reisewegen abseits gehen, die verborgene Schönheiten entdecken, die auch berühmte Orte in neuem Lichte sehen. Wenn solche Reisende zu schreiben vermögen, dann werden uns selbst von bekannten Reiseländern auch noch Reisebücher geschenkt, aus denen der ursprüngliche Zauber des Reisens uns anweht und die es sich zu lesen lohnt. Ein solcher Reisender ist *Jakob Job*, der Direktor von Radio Zürich. Er ist ein leidenschaftlicher Reisender. Italien lockt ihn immer wieder. Ein Buch «Italienische Städte» ist früher erschienen, ihm folgte ein anderes über Portugal, und nun liegt ein neues Italienbuch vor: «Dome, Türme und Paläste» (Eugen-Rentsch-Verlag, Zürich, 286 Seiten). Jobs Bücher haben einen eigenen Stil in dem von uns angedeuteten Sinn. Sie sprechen für einen kultivierten modernen Menschen, der die Kunst des Reisens noch beherrscht. Er geht seine eigenen Wege, neben den bekannten und berühmten Orten sucht er weniger bekannte auf, in deren Leben und Welt er sich mit aller Liebe versenkt. Job geht von dem aus, was sich ihm an Bauten, Kunstwerken und kulturellen Werten darbietet; er sieht aber durch die Dinge hindurch ihre Schicksale, er sieht die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammen. Reisen ist ihm immer auch ein Reisen in die Geschichte, in die Vergangenheit. Geschichte und Kulturgeschichte, Geistesgeschichte und Kunstgeschichte sind auf eine lebendige, präzise, aber darum nicht trockene und dürre Weise in seinen Büchern gegenwärtig. Die Gefahr, uns belehren zu wollen, ist fast immer vermieden. Das Wissen, über das der Autor in hohem Maße verfügt, wirkt nirgendwo als Ballast und findet sein Gegengewicht im lebendigen Erlebnis und im Anekdotischen. Drei Dutzend italienischer Städte und Landschaften mit ihren kulturellen und künstlerischen

Werten und Werken werden so dem Leser vermittelt; achtundvierzig sehr schöne Aufnahmen des Verfassers ergänzen den Text dieses Reisebuches, das mehr als nur ein Führer zu italienischen Städten ist, das auch eine Art Anweisung zur Kunst des Reisens für den modernen Menschen gibt.

Otto Heuschele

UM STEFAN GEORGE

Zum Aeußeren: Das 1948 in 1. Auflage erschienene Buch von Edgar Salin über Stefan George ist in umgestalteter, erweiterter, buchtechnisch vornehmer Form neu herausgekommen.¹ Neu sind vor allem das zentrale Kapitel über Karl Wolfskehl; eine Fülle unveröffentlichter Briefe führender Persönlichkeiten des George-Kreises an den Verfasser oder Briefe an Dritte aus seinem Besitz; und schließlich ein nicht weniger als fünfzig Seiten umfassender wissenschaftlicher, bibliographischer und allgemein orientierender, ausführlicher, von Texten durchwobener Anhang und Quellennachweis mit dem in der 1. Auflage vermißten Namensverzeichnis.

Salin gehörte dem engeren Kreise um George an und porträtiert den Dichter aus dem Strahlungsbereich der ihn umgebenden Persönlichkeiten, Freunde, Folger und Jünger, so wie sie ihm selbst als Freunde, Mitarbeiter oder Schüler begegnet sind. Gleichzeitig soll das durch Ueberschwang und Fehler jüngerer Freunde und die oft dadurch ausgelösten Mißverständnisse bei Außenstehenden entstellte Bild Georges im richtigen Lichte erscheinen. Auch in diesem Bestreben wird der Autor von seiner großen, im schönsten Sinne subjektiven Liebe geleitet. Hat nicht Goethe gesagt, ein Buch müsse «Partei» sein, um überhaupt wert zu sein, geschrieben zu werden?

Die drei ungleich langen Teile tragen die Titel: «Begegnungen», «Freunde», «Winke und Lehren». Es kann bei den einander ergänzenden beiden ersten Teilen nicht ausbleiben, daß uns manche Gestalten — dies hat nichts mit der Darstellung des Autors zu tun — blaß erscheinen und kaum zu interessieren vermögen, auch nicht durch die Tatsache, daß sie einmal in der magnetischen Nähe Georges gestanden oder in das geformte Dichterwort eingegangen sind, wie etwa der «blonde Heinz». Auch von Wolfgang Heyer, dem früh Gefallenen, ist nichts geblieben, und allein der Ruf Georges an ihn vermag sein Bild dem mit dem Kreise nicht Vertrauten nicht mehr zu verlebendigen. Und auch die in sich repräsentative, äußerlich an einen mittelalterlichen Kirchenfürsten gemahnende Erscheinung Friedrich Wolters', des eigentlichen Panegyriker Georges, der selber einen oft seltsam anmutenden «Kreis» um sich sammelte, ist heute nicht mehr so recht lebendig und nur mehr von historischem Interesse. Viele andere konnten nur gestreift werden. Wirklich unsympathisch — abgesehen von seinem Opfertod für seine Freunde in einem deutschen Konzentrationslager, angesichts dessen die Kritik verstummt — muß der von Salin mit objektiver Strenge beurteilte, ausführlicher skizzierte Percy Gothein wirken, von dem man sich vorstellen könnte, daß sein Wesen nicht wenig zu einem Mißverstehen des George-Kreises beigetragen hat. George selbst hat ihn richtig beurteilt: man kann nicht Distanz im Sinne Georges durch Arroganz ersetzen und phraseologisch vom Schatten des Meisters zehren, ohne eine eigene wirkliche Lebensleistung aufzuweisen,

¹ Edgar Salin: Um Stefan George, Erinnerung und Zeugnis. Kupper, München und Düsseldorf.

die gerade zu den primären erzieherischen Forderungen des Dichters an die jungen Menschen gehörte, die sich um ihn scharten und zu ihm bekannten.

Wesentlich ist indessen Norbert von Hellingrath, der untrennbar nicht nur George, sondern ebenso stark seinem Gotte Hölderlin verbunden bleibt, dem er, wie Salin sagt, «mit mönchischer Ausschließlichkeit und Inbrunst» diene. Nirgends wird deutlicher als gerade an der Arbeit der authentischen Hölderlin-Ausgabe (Seiten 102/103), wie entscheidend George das ausschließlich Dichterische auch im kritischen Verfahren war, wie richtig er die Gefahren der Philologen und Literaturhistoriker gesehen hat, die kein dichterisches Geheimnis mehr zu berühren vermochte, weil der Wall einer ebenso gelehrten wie geleerten Wissenschaftlichkeit es verhinderte.

Wie aber diese Arbeit im Lesen und Ergründen, im Bilden und Gestalten bald ein Gemeinsames der Freunde wurde, auch hier Dienst und Folge, ist wahrhaft beglückend zu lesen. Aus der Mitte dieser Heidelberger Gruppe ragt Gundolf, der Unvergeßliche, heraus, von dem Max Rychner jüngst das schöne Wort geprägt hat: «Dieser Typus von Schönheit ist untergegangen; es ist, als habe die Novalis-Wackenroder-Zeit spät nochmals einen Boten ausgesandt, aus ihrem Reich, in dem Raffael noch ein geliebter Name war.» Salin entwirft das Bild Gundolfs als ein enger Freund und oft schmerzlich Beteiligter, der das Große wie das Tragische, das sich zwischen George und Gundolf begab, miterlebte und, bis zum eigenen Abschied von George, miterlitt (Seiten 71/72 und 58). Dieses Tragische tritt zum ersten Male in Erscheinung — wir können uns hier eines leichten Fröstelns nicht erwehren — bei jenem Verzicht Gundolfs auf die Ehe mit einer geliebten Frau, der Wolfskehl Sappho-Tiefen nachgerühmt hat; Gundolf hat entsagt, weil George es wollte. Wir glauben indessen nicht, daß Gundolf, wie George meinte, als Verheirateter nur noch ein «Herr Professor» geworden wäre — nicht mehr und nicht weniger, als er es später und unter wesentlich anderen Auspizien geworden ist. Eingehend akzentuiert Salin die Antithese des nie zu völliger Entfaltung gelangten Dichtertums bei Gundolf und seines dichterisch-visionären Schauens in der Deutung des Dichters als solchem. Bedeutsam sind hier die kritischen Einblicke, die uns in die Gundolf-Georgesche Shakespeare-Arbeit sowie in Gundolfs Bild der Romantik gewährt werden (Seiten 76—78 und 81). Gerne hätten wir indessen Ausführlicheres aus dem Erleben Salins über Gundolf mit Wolfskehl und George im Gespräch (Seiten 79/80) erfahren, wo uns Unwiederbringliches verlorengegangen ist, das seinen Platz einzig neben Goethes Gesprächen gehabt hätte.

Bei der Lektüre des mit seinen siebenzig Seiten gewichtigsten Abschnittes aus dem Freundeskapitel über Wolfskehl verspürt der Leser, einem bewegteren Atem gleich, die höchste Ergriffenheit des Autors, um gleichzeitig aufs stärkste mitergriffen zu werden. Damit sei viel gesagt in einer Zeit, die, wie so oft, auch im biographisch Deutenden kaum noch die lebendige Liebe mitschwingen läßt. Salin war, neben Gundolf, vor allem Wolfskehl in engster Freundschaft verbunden — er war berufen, das Denkmal dieser Freundschaft in Wort und Preis, doch ohne jeden, letztlich ins Leere verwehenden Uberschwang, zu errichten. Gleichzeitig erscheint uns sein dokumentarisch wiederum reich unterbauter Essay über den Dichter eine Grundlage zu einer erschöpfenden Biographie Wolfskehls. Salin erschließt und benutzt zum ersten Male unbekannte Quellen, aus deren Fülle nur auf die eigenartige Beziehung Wolfskehls zu Hofmannsthal hingewiesen sei. Freilich sind auch hier schwerwiegende Verluste zu beklagen, denn im Dezember 1947 mußte Wolfskehl Herbert Steiner, dem Herausgeber der Gesamtausgabe Hofmanns-

thals, mitteilen, daß mit dem für die neuere Geistesgeschichte unersetzlichen Verlust seines im Zweiten Weltkriege in München zerstörten Gesamtarchivs auch «die eigentlich gewichtigen» Briefe «aus der...26 neu einsetzenden Korrespondenz» mit Hofmannsthal verbrannt sind (Seiten 222/223).

In seltener Plastik wird das hohe Verhältnis Georges zu Wolfskehl beinahe aus der sakralen Sphäre von Antiphon und Responsorium gedeutet, als Gegeneinander und Miteinander in einem durchaus akkordlichen Sinn (S.178), wie es etwa in der gemeinsamen Arbeit an den *Blättern für die Kunst* oder den berühmten Anthologien *Das Jahrhundert Goethes* und *Goethe* zutage tritt, oder aber es wird Wolfskehl gezeigt als der Erkennende in seinem Verhältnis zur Malerei, denn er entdeckte Kandinsky, Klee, Marc und — lange vor den Kunsthistorikern! — die Größe Goyas. Wölfflin bekannte, der fast blinde Dichter «habe ihn manches sehen gelehrt» (Seite 204).

Keiner wohl vermag ungerührt zu bleiben beim Lesen jener Seiten (226 bis 232), in denen Salin fast beschwörend Wolfskehl, den Archipoeta und größten Exul des Judentums, schildert: Begann die Verbannung nicht schon in dem Augenblick, da selbst George den 1933 in seiner nächsten Nähe im Tessin Lebenden nicht mehr zu sich kommen ließ — möglicherweise, weil der ihn «betreuende» Jüngling es verhindert hat, so wie ein übereifriger, in seiner Gesinnung nicht eindeutiger Page dem treuesten Vasallen verwehrt, seinen sterbenden König zu sehen? Waren nicht die Jahre in Italien, jener Welt seines *Mare Nostrum*, nur letzte, schmerzvollste Frist vor der dritten Stufe der Verbannung, wo Wolfskehl, von der braunen Pest zu den Antipoden vertrieben und moralisch verbrannt, das letzte tragische Leid des blinden Sehers an sich und stellvertretend für alle Zeiten erfuhr — beinahe tragischer noch als Dante; denn kein ehrender Mäzen hat ihm die äußere Not ferngehalten. Hier wird alles Zeichen, und die Tränen des Einsamen sind seinem Volke, das nach einem großen Wort Georges «für den Priester den Fakir, für den Vates den Magus, für die Geister die Gespenster» gesetzt, zum bleibenden Gericht geworden, so wie sein Schuldspruch *An die Deutschen* — er hat ihn dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber in einem Brief nach Rom einmal als seine «Confessio Biografica» bezeichnet — zum Brandmal wurde, das nichts mehr zu tilgen vermag.

Salin erhebt vernehmlich die Forderung nach Wolfskehls «Gesammelten Werken», einschließlich einer repräsentativen Briefsammlung des Dichters; denn «seit der Romantik dürfte es keinen Dichter deutscher Zunge gegeben haben, der mit solch ursprünglicher Kraft und solch mitreißendem Feuer Gefühl und Wissen, Erfahrung und Erlebnis im Brief so überzeugend zu gestalten wußte». Fände sich, wie wir trotz allem hoffen wollen, ein Verleger in Deutschland, der endlich das weit verstreute Werk Wolfskehls in seine Hut nähme, so wäre der Weg zur einzig möglichen Sühne beschritten, auf die der 1948 verstorbene Dichterprophet wartet, der von sich sagen durfte: «Wo du bist, ist deutscher Geist.»

In welchem Grade das Werk Salins als ein Stück Geistesgeschichte Bedeutung hat, verdeutlicht noch einmal der dritte Teil, der als Essay ebenso ganz für sich stehen könnte, wie er einen Bestandteil des Buches bildet. Hier erscheint George als der «Dichter in Zeiten der Wirren», der den Menschen, die fragend und hoffend zu ihm fanden, die Wege des Geistes gewiesen: zuerst im deutschen «Aufstieg» unter einem Operettenkaiser, im geistüberschreienden Lärm des Preußentums; sodann in einer Zeit, da das «Geheime Deutschland» des Meisters aus der Verschüttung der ersten Kriegskatastrophe neue Wege zu finden sich mühte, während das «erstarkte

Deutschland» sich grölend in die Fänge der braunen Lemuren stürzte, um dort sein «Heil» zu suchen, indes George und Wolfskehl aus dem Untergang in die Verbannung ziehen mußten, hinter sich die Trümmer der *Nova Apocalypsis*, die Wolfskehl schaute und auf denen «der Fliegengott» hockte. Wie aber steht es heute, im Deutschland nach dem zweiten Kataklysmas, um das, was der Dichter seinen Freunden richtend und weisend gesagt? Im prosperierenden und florierenden Deutschland, wo der klarer Sehende weiß, daß das niedergebrannte Gebälk des Tempels geschäftig und hastig aus Pappe neu errichtet und mit Goldfitter überzogen ist? Uns scheint dies, wenn wir richtig verstehen, die unausgesprochene Frage, die der dritte Teil des Buches stellt. Wohl liegt die Antwort im Dunkel. Aber der Autor überliefert einen Satz Georges: «Es gibt Zeiten, in denen nur aus Trümmern neues Leben wächst.» Der Dichter verheißt eine Hoffnung — doch nicht für unsere Zeit; verheißt, was Wolfskehl in einem entscheidenden Gedicht *Finis initium* nennt. Ueber- und Untermenschen haben die Welt, an welcher der Dichter mitzubauen berufen ist, in Ruinen verwandelt. George aber fragt: «Ist es nicht besser, ganz bescheiden dafür zu sorgen, daß einmal der *Mensch* wieder dem höchsten Anspruch genügt?»

Hans Kühner

THESEUS DER JÜNGLING¹

Eine epische Dichtung von Inez Wiesinger-Maggi

«Gibt es noch Heimat und Wärme und alles, was Menschen verbindet? / Hier ist der Anfang des Todes, wo jeder im eigenen Herzen / finden muß Leben und Ursprung; sonst zieht ihn das Nichts in den Abgrund. —» (p. 39)

Wenn André Gide, Jean Anouilh oder O'Neill im 20. Jahrhundert eine Sagenhandlung des Altertums dramatisch neu verwerten, so aktualisieren sie den Mythos durch Ironie und Ueberspitzung einer bewußt psychologischen Deutung. «Thésée», «Antigone» und «Elektra» bleiben zwar auch ihnen archetypische Gestalten; indem sie «den Menschen in der großen Gefühle unendlichen Kreislauf» zwischen Schuld und Sühne gebannt verkörpern, streben sie gänzlich unser zu werden durch das Erwecken der geheimen Geschwisterlichkeit alles überpersönlich Gültigen. Der Versuchung einer herausfordernd modernen Sprache jener Mythenenerneuerer setzt Inez Wiesinger-Maggi höchste Sprachzucht entgegen. Die Dichterin, die wir als Aristophanes-Forscherin und Verfasserin einer «Zenobia»-Tragödie kennengelernt haben, baut ihr Epos von der Mannwerdung des Theseus auf einem Fragment des Kallimachos auf. In den sicher einherschreitenden Hexametern der sechs Gesänge ihrer um die Muttergestalt der Hekale kreisenden Dichtung läßt sie uns den Sohn des Aigeus auf dem Heldenweg ohne reflektierende Deuterüberlegenheit begleiten. Während eines Sturmes gastfreundliches Obdach im Hüttchen der Köhlerwitwe findend, bereitet sich der eignen Ruhm ersehrende Nachfahr des Herakles auf die Tat vor, die «ihm Angst und Sehnsucht gewesen» sein wird. Er befreit das verödete Hochtal von dem lebenbedrohenden Lindwurm. In das uralte Spannungsfeld zwischen mütterlicher Warnung, Knabenangst und Jünglingsübermut eingezwungen, macht sich der künftige Herrscher Athens

¹ «Theseus der Jüngling» ist im Origo-Verlag, graphisch vorbildlich gestaltet, erschienen.

mit seinem Pferd auf den Weg in die grause Einsamkeit, tötet das häßliche Ungeheuer und kehrt als Gereifter in die Täler des Lebens zurück.

Die rhythmische Schilderung folgt nicht nur dem Ariadnefaden des erregenden Geschehens, sondern zieht in liebenswürdig alexandrinischer Weise die Erzählung antiken Sagenstoffes — so die tragische Geschichte Bellerophons und Aias' — in ihren Kreis. Ein schwerer Traum des Theseus gibt den Sagen um Damon und Apollon, Ibykos und Ganymed dichterisch anschauliche Gestalt. Poetischer Schwung, wie er uns etwa in der Abschiedsrede des Thermenos in Racines «Phèdre» entgegenquillt, belebt die Beschreibung der durchwanderten Natur, die in Inez Wiesinger eine Beobachterin von durchaus Hölderlinscher Ehrfurcht und Genauigkeit gefunden hat.

Das kleine Epos ruht in der großen Gesetzmäßigkeit der Form; die Reinheit des Silbenmaßes dient der sinnlichen Darstellung der innern Notwendigkeit des Gedankens, wie Schiller sie in einem Brief vom 9. August 1799 an Goethe fordert. Die Konstante des abendländischen Klassizismus, der wir «Iphigenie», «Hermann und Dorothea» und Dramen späten Versuchens bis hinein ins strenge Bemühen Georg Kaisers verdanken, ist nicht an eine bestimmte gelehrt-schöpferische Epoche gebunden. Fraglos erneuert sie sich im Liebhaber der antiken Metren zu jeder Zeit, um den dreifachen Zusammenhang zwischen klassischer Kultur und ewig junger Phantasie neu zu verbürgen. Solche glaubwürdige Erneuerung leistet auch dieser «Theseus», dessen mythische Sinnbildlichkeit einer Werdung des Mannes in der Welt des Kampfes nicht durch die Laugen widergöttlicher Psychologie aufgelöst wird.

Konrad Kahl

DER GROSSE BROCKHAUS, FÜNFTER BAND

Von der 16., völlig umgearbeiteten Auflage des zwölfbändigen «Großen Brockhaus» sind bis jetzt fünf Bände erschienen. Im fünften Band (Gp—Jz) stehen die umfangreichen geographischen Artikel über Griechenland, Großbritannien, Israel, Indien, Indochina und Italien an vorderster Stelle. Sie alle behandeln die geschichtlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Probleme der einzelnen Länder und Stämme in neuester Sicht. Besonders aufschlußreich und in ihrer Uebersicht praktisch ist die Zeittafel zur griechisch-römischen Kulturgeschichte; ebenso verdient die reich dokumentierte Darstellung der italienischen Kunst lobende Erwähnung. Daß auch kleinere staatliche Gebilde nicht zu kurz kommen, belegt der Artikel Hamburg, der nicht weniger als zehn Spalten beansprucht, mehr als andere Lexika Großmächten einräumen. Die mehr oder weniger erlauchten Geister von Homer bis Martin Heidegger werden in klar formulierten Beiträgen nach ihrem Wesen und Werk gewürdigt, weitaus am ausgiebigsten Hegel, über dessen Lehre und Nachwirkung vier Spalten unterrichten. Das heikle Kapitel Hitler wird sachlich in zwei Spalten erledigt.

Der Band, bereichert durch geographische Karten, mehr- und einfarbige Tafeln, Hunderte von Abbildungen, Tabellen und technischen Zeichnungen im Text, ist ein erneuter Beweis für den Fleiß, den Takt und das Geschick der Herausgeber, aus dem unübersehbaren Stoff unserer geistigen und materiellen Welt das herauszugreifen, was der heutige Leser zu wissen braucht.